

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 33 (1943)
Heft: 18

Artikel: Diamanten auf Parsenn [Fortsetzung]
Autor: Altheer, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-639443>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Hühnerbrühe! Nun brauche ich nur noch zu wissen, welcher Ihrer Gäste das da geschrieben hat...“

Er hielt, anstatt weiter zu sprechen, der verblüfften Besitzerin der Villa „Bestia“ den anonymen Brief so dicht unter die Nase, dass sie nicht im Unklaren darüber bleiben konnte, was gemeint war.

Sie machte eine unwillige Bewegung, die ebensogut eine glatte Ablehnung als lediglich eine ihrer Sehschärfe besser angepasste Einstellung der Entfernung vom Objekt bedeuten konnte, und wollte gerade wieder jenen Ton anschlagen, der seit einiger Zeit in der „Villa Bestia“ zur Tagesordnung gehörte, als eine spitze, dünne Stimme in keifendem Tone von irgendwo aus dem Ende des Korridors ertönte und die klassischen Worte formulierte.

„Schweinerei! Wie oft muss man in diesem Jammerkasten eigentlich klingeln, bis Bedienung sichtbar wird?“

Frau Stähli, die Herrin des Hauses, die neben Erich im Vestibül gesessen hatte, schoss jäh zu ihrer ganzen Grösse empor. Ihr Gesicht lief rot an — und mit grossen, eiligen Schritten begab sie sich ans Ende des Korridors und rief laut und nicht eben sehr freundlich die Treppe hinauf:

„Sie haben überhaupt nichts zu klingeln! Für das, was Sie zahlen, haben Sie mehr als genug Bedienung!“

Was der unsichtbare Gesprächspartner der holden Besitzerin antwortete, konnte Erich nicht feststellen. Er vernahm nur undeutlich und entfernter als vorhin, noch einmal jene spitze, dünne Stimme, die das fast leere Haus zu vorübergehendem, wenn auch nicht gerade sympathisch anmutendem Leben erweckt hatte.

Majestätisch schwebte Frau Stähli wieder heran — und in ihrem Gesicht war unschwer der Entschluss zu lesen, dass sie mit dem zudringlichen jungen Schnüffler nun auch reinen Tisch machen wolle.

Erich blickte ihr mit dem frechsten Lächeln entgegen, dessen er fähig war — und er hatte in dieser Hinsicht grosse Geschicklichkeit aufzuweisen. Dazu tat er die in lebenswürdigster Stimme gehaltene Bemerkung:

„Ein sympathischer Ton, nicht?“

Frau Stähli, die diese nicht restlos versteckte Kritik an Umgangsformen in ihrem sogenannten Hotel lediglich auf den keifenden Gast mit der spitzen, dünnen Stimme bezog, lächelte, ein bisschen hämisch, und sagte:

„Ja — man hat es mit allerhand Vögeln zu tun, wenn man ein Hotel führt.“

Erich wollte der holden Dame gerade eine passende Antwort geben — und nach seinem verschmitzten Lausbuben-gesicht zu schliessen, wäre sie sicher nicht von schlechten Eltern gewesen — als ihn plötzlich eine Erinnerung überfiel:

Diese Stimme: spitz, dünn, keifend... Das war doch... Die hatte er doch schon einmal gehört... War es nicht genau diese Stimme gewesen, die ihm heute früh die Worte ins Ohr gerufen hatte:

„Wenn Sie nicht spätestens mit dem Zug 17.30 Uhr abfahren, werden Sie mich von einer andern Seite kennen lernen.“

Wahrhaftig! — Das konnte niemand anders sein als der Unbekannte, der heute früh angeläutet, und von dessen gestrigem Anruf der Meister ihm erzählt hatte. Diese spitze, dünne, keifende Stimme gab es sicher nur einmal, konnte es nur einmal geben...

Und ohne die geringste Spur von Höflichkeit, die, wie er bisher festgestellt hatte, ohnehin in diesem Hause nicht sehr gut beheimatet war, sprang er auf und davon, eilte den Korridor entlang bis zur Treppe, hastete in grossen Sätzen die Stufen hinauf und kam gerade noch zurecht, um zu hören, wie am andern Ende des Ganges im ersten Stock eine Zimmertür krachend ins Schloss geworfen wurde.

Mit der Hemmungslosigkeit der Jugend eilte er durch den Gang, bis ans andere Ende, und begann nun systematisch die einzelnen Zimmer abzusuchen:

Erstes Zimmer rechts: leer.

Erstes Zimmer links: leer.

Zweites Zimmer links: verschlossen.

Zweites Zimmer rechts: leer.

Drittes Zimmer rechts: verschlossen.

Drittes Zimmer links:...

Eines Lehrbuben Husarenstreich

Ein kleines, schmächtiges Männchen mit stechenden, tiefliegenden Augen, schmalen, eingekniffenen Lippen und einem stark vorstehenden, spitzen Kinn rannte in diesem Zimmer wie ein eingesperrtes Wiesel wütend auf und ab. Es sah nichts von dem unangemeldeten Besucher und schimpfte, ohne Unterbrechung, vor sich hin:

„So eine Sauerei! — So eine Wirtschaft! — Das ist mir noch nie vorgekommen... Das ist ja, um an den Wänden hochzuklettern...“

Erich räusperte sich, so dass das kleine Männchen erschreckt zusammenzuckte.

„Was wollen Sie hier? Wer hat Sie hier hereingelassen? Wie kommen Sie überhaupt...?“

Erich stand mit seinem frechsten Lächeln an der Türe und schaute sich den „rasenden“ Roland mit Vergnügen an.

Und in seiner Unerfahrenheit tat er gerade das, worauf der andere am allerwenigsten gefasst war:

Er zog in aller Ruhe und Selbstverständlichkeit den anonymen Brief aus der Tasche und begann:

„Sie haben uns geschrieben...“

Der kleine Samuel Stierli machte ein höchst erstauntes Gesicht und liess seine Blicke abwechselungsweise vom Gesicht des jungen Mannes auf den Brief und vom Brief wieder auf das Jungengesicht gleiten.

Erich aber fuhr unbeirrt fort: „Leider haben Sie vergessen, Name und Adresse beizufügen, so dass Sie mir eine Heidenarbeit gemacht haben. Schon den ganzen Vormittag suche ich Sie, und wenn ich jetzt eben nicht Ihre Stimme gehört und gleich wieder erkannt hätte, würde ich vielleicht morgen und übermorgen noch immer erfolglos nach Ihnen suchen.“

Nun aber, da mir das Vergnügen vergönnt ist, Sie so rasch gefunden zu haben, erlaube ich mir die höfliche Anfrage, was das“ — er schüttelte den Brief, so dass er laut knisterte — „zu bedeuten hat!“

Samuel Stierli war durch die ebenso unerwartete wie ungewohnte Art, in der Erich diese peinliche Sache angefasst hatte, derart überrumpelt, dass er nur stammeln konnte:

„Was ich...? Wie meinen Sie das? — Es steht doch klar und deutlich...“

Er schwieg verlegen; denn nun wurde er sich bewusst, dass er sich schon verraten hatte, und dass die geheime Festung, die er mit so grosser Mühe und Sorgfalt aufgebaut hatte, beim ersten Ansturm jämmerlich zerbröckelt war.

„Sie geben also zu“, legte Erich gleich wieder los, „diesen anonymen Wisch geschrieben zu haben?“

Und als Stierli verlegen und verblüfft schwieg, fuhr Erich fort:

„Sie geben es also zu?! Das ist auch gut für Sie! Sie werden sich damit mild gestimmte Richter sichern.“

Erich warf sich in die Brust. Besonders auf den letzten Satz, den er kürzlich in einem der Kriminalromane seines Meisters aufgeschnappt hatte, und der ihm ausnehmend gut gefiel, war er stolz.

Stierli wand und drehte sich, als sässe er in der Dauerschraube, und suchte intensiv nach einer Wendung, mit der er sich hätte ausreden können.

Vereinigte Blindenwerkstätten Bern

Bürsten- und Korbwaren — Schauplatzgasse 33 — Neufeldstrasse 31

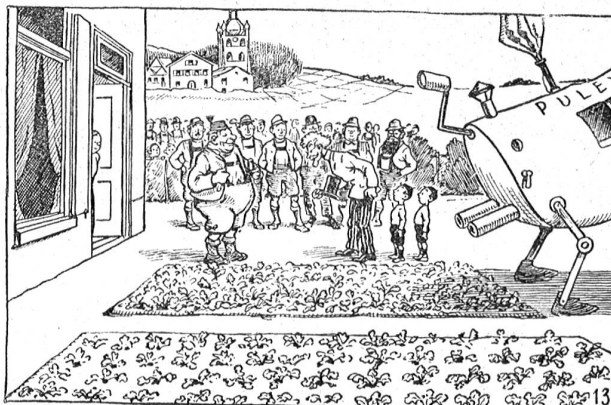
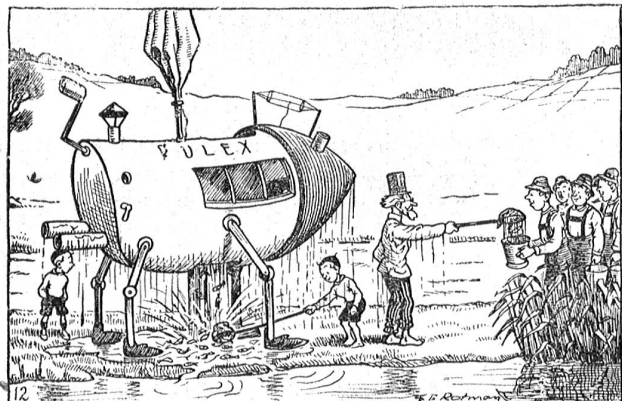
Wie Professor Spitz eine Weltreise machte

von G. Th. Rotman

3. Fortsetzung

(Nachdruck verboten)

Diese Kindergeschichte mit Bildern ist für unsere kleinen Leser bestimmt, und wir hoffen, ihnen damit eine Freude zu bereiten. Die Redaktion.



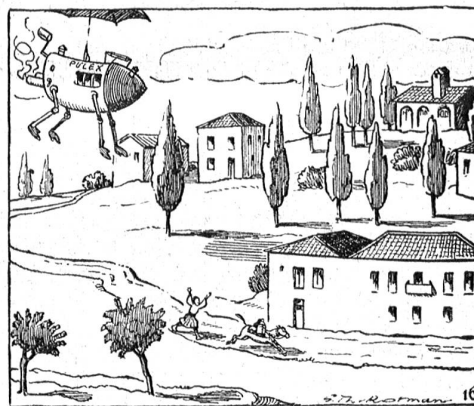
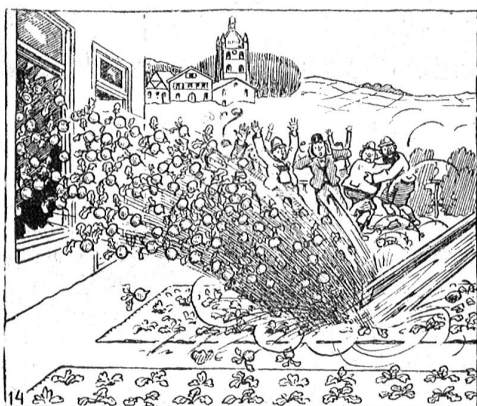
(12—13) Zum Glück entdeckten die Bauern bald, was geschah. Sie liessen das Seil schiessen, bis der Pulex wieder waagrecht stand, und nun befestigte Flipps das Seil weiter vorne. Jetzt gelang die Arbeit glänzend; kaum eine Viertelstunde später befand sich der Pulex schon auf dem Trockenen. Aus Dankbarkeit für die geleistete Hilfe schenkte der Professor den Bauern alle gefangenen Fische, worauf sie in

einem Umzug zum Bürgermeister des Dorfes gingen, die Bauern mit ihren mit Fischen gefüllten Eimern voran, der Professor mit seinen Enkeln hinterher.

Der Bürgermeister wollte den merkwürdigen Apparat sofort sehen und liess ihn von den Dorfbewohnern in seinen Garten tragen. Dann bat er die Weltreisenden, ihm die Ehre zu erweisen, den Rest des Tages und die Nacht unter seinem

Dache zuzubringen, um ihrem Apparat die Gelegenheit zum Trocknen zu lassen, am andern Morgen könnten sie dann abreisen.

So geschah es. Am andern Morgen früh war alles in Bereitschaft; der Bürgermeister und der ganze Gemeinderat standen schön in Reih und Glied. Ach, hätte der Bürgermeister nur darauf geachtet, dass der Pulex viel zu dicht bei seinem Rübenbeet aufgestellt worden war!



(14—16) Aber der gute Bürgermeister achtete nicht darauf und hielt eine schöne Ansprache, in der er Professor Spitz den Grössten Erfinder des Jahrhunderts nannte. Mit vor Stolz schwellender Brust stieg der Professor mit seinen Enkeln in den Pulex, dessen Raketen wieder mit Sprengstoff, der in gut verschlossenen Dosen zum Glück ganz trocken geblieben war, geladen wurden. Einige Minuten später — bums! Ein

heftiger Knall ertönte, und der Pulex sprang davon.

Aber — o jemine, es sprang noch mehr in die Höhe: des Bürgermeisters Rüben nämlich, die durch das gewaltige Losbrechen der Raketen aus dem Boden gerissen und mit grosser Kraft quer durch die Fensterscheiben hindurch in des Bürgermeisters Vorderzimmer geblasen wurden. Die Frau Bürgermeisterin steckte entsetzt den Kopf

durch die zerbrochenen Scheiben, indem sie entrüstet ausrief: «Achje, achje, jetzt liegt mein ganzes frisch gekochtes Zimmer voll Rüben und Erdklumpen!»

Der Pulex aber kümmerte sich nicht darum. Er flog mit Blitzesschnelle vorwärts, unter fröhlichem Geknalle der Raketen und schwebte schon nach einigen Stunden über das schöne Sparta, ganz in Griechenland.

Mit einem Male besann er sich, wie es schien, auf seine Männlichkeit. Er stellte sich vor Erich in Positur und sah dabei aus wie ein wütender Zwerggoekel, der sich zum Kampfe rüstet.

„Ueberhaupt“, schrie er, „wie kommen Sie dazu, in einem wildfremden Zimmer Krach zu machen? Scheren Sie sich zum Teufel! Sie! Und zwar ein bisschen plötzlich! Das sind Gangstermanieren, die Sie hier vorführen! Vorläufig leben wir hier aber noch in der kultivierten Schweiz — und nicht...“

Weiter kam er nicht. Die Wendung, die die Affäre genommen hatte, war ganz nach dem Geschmack Erichs. Er hatte nur erst den anonymen Brief wieder einstecken müssen. Nun aber legte er los:

Mit einem Satz war er dem kleinen Kampfhahn dicht vor dem Gesicht. Eine rasche, kurze Bewegung mit der rechten Faust, ein Aufklatschen und ein gleichzeitiges Krachen von Knöcheln...

(Fortsetzung folgt)

Für Radio zu Merz BERN, Gartenstrasse 8

Telephon 2 62 93